

Die Gnade Gottes, unseres Vaters, und die Liebe Jesu Christi und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.

Denkt daran, dass ihr, die ihr einst von Geburt Heiden wart und Unbeschnittene genannt wurdet von denen, die äußerlich beschnitten sind, dass ihr zu jener Zeit ohne Christus wart, ausgeschlossen vom Bürgerrecht Israels und den Bundesschlüssen der Verheißung fremd; daher hattet ihr keine Hoffnung und wart ohne Gott in der Welt. Jetzt aber in Christus Jesus seid ihr, die ihr einst fern wart, nahe geworden durch das Blut Christi.

Denn er ist gekommen und hat im Evangelium Frieden verkündigt euch, die ihr fern wart, und Frieden denen, die nahe waren. Denn durch ihn haben wir alle beide in einem Geist den Zugang zum Vater. So seid ihr nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Mitbürger der Heiligen und Gottes Hausgenossen, erbaut auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist. Amen

Liebe Gottesdienstgemeinde,

heute vor zwei Wochen, etwa um diese Zeit, bin ich in Rom aus dem Bus gestiegen. Ich habe den vertrauten Geruch der Stadt gerochen, das Licht war das Licht Roms, die Geschwindigkeit war die der Stadt, und mich umfing sofort diese Mischung aus pulsierendem Leben und großer Gelassenheit. Da war ich richtig. Endlich wieder zu Hause, über 25 Jahre nach der Zeit, in der ich mal dort gearbeitet habe. Schön war's.

Ich glaube, jeder von uns hat solche Orte. Orte, an denen wir einfach sein können, an denen wir uns auskennen, an denen zu sein einfach gut tut. Orte, die uns zur Ruhe kommen lassen. Gut, dass es diese Orte gibt.

Wie das ist, wenn das Zuhause bedroht ist, das haben in den letzten Tagen viele Menschen erfahren. Wassermassen hatten Grundstücke und Keller überflutet, die bange Frage, ob Dämme und Spundwände halten würden, lastete auch auf vielen, die persönlich nicht betroffen waren. Denn die Angst um das Zuhause geht ins Innerste. Wenn es den Ort nicht mehr gibt, an dem ich mich sicher fühlen und mich abends unbesorgt schlafen legen kann, das ist etwas, was Menschen im Innersten erschüttert. Und so gehen uns wohl allen die Bilder von den Fluten in diesen Tagen sehr nahe.

Hier fände ich es jetzt spannend zu hören, was die SängerInnen unseres heutigen Chors da zu sagen hätten. Wenn der eigene Körper nicht mehr der verlässliche Partner ist, sondern beständige Quelle von Sorge und Ohnmachtserfahrungen – wahrscheinlich ist das kein so ganz anderes Gefühl?

Nicht nur anschwellende Wassermassen können die Angst wecken, die Heimat zu verlieren. Wir erleben tiefgreifende Veränderungen. Das macht Sorge vor dem Verlust des Vertrauten, und auch da versuchen Menschen, sich zu schützen. Gegen die

Flut helfen Dämme und Spundwände, wie sie gerade noch in Regensburg aufgebaut sind.

Gegen andere Gefahren haben Menschen andere Mittel gefunden, um zu verteidigen, was ihnen lieb und teuer ist. Arbeiter und Arbeiterinnen schließen sich in Gewerkschaften zusammen, um die sozialen Errungenschaften vergangener Jahrzehnte zu verteidigen. Bauern blockieren mit ihren Traktoren die Straße, um zu protestieren gegen ein Zuviel an erzwungener Veränderung in zu kurzer Zeit. Andere kleben sich auf Straßen fest, um so gleich den ganzen Planeten zu bewahren. Und an den Wahlurnen Europas werden heute nicht wenige die Parteien wählen, die versprechen zu verhindern, dass sich die Gesellschaft durch den Zuzug vieler Menschen aus anderen Kulturen immer weiter verändert, immer mehr Vertrautes in Frage steht.

Die Texte, in denen uns heute Gottes Wort begegnet, erzählen nicht von einem Zuhause, das bedroht, sondern von einem das uns geschenkt wird. Von einem Ort, an dem wir immer wieder von neuem eingeladen werden. Im Wochenspruch ist es Jesus, der uns zuruft: „Kommt her zu mir, alle, die ihr mühselig seid und beladen. Denn ich will euch erquicken.“ In der Lesung aus dem Alten Testament begegnet uns Gott weitherzig und großzügig und lädt uns ein dorthin, wo uns geschenkt wird, was wir brauchen, um leben zu können. Und in den Zeilen aus dem Epheserbrief sind wir zu Hausgenossen Gottes ernannt.

Ich bin zutiefst dankbar für diese Einladung, für diesen Ort, an den ich mich zurückziehen und eine Auszeit nehmen kann, wenn mir das Not tut. Und dieser Ort: manchmal ist es diese Kirche hier, manchmal ist es ein Moment des Gebetes, manchmal ist es die Gemeinschaft mit anderen. Nächstes Wochenende fahren wir auf Gemeindefreizeit – ich freue mich sehr drauf! Und ich weiß: angesichts all der Fragen, die mich beschäftigen und mitunter sorgen, seien es Fragen, die nur mich angehen und die Menschen, die mir besonders nahe sind, seien es Probleme, vor denen wir alle gemeinsam stehen, tut mir dieses innere Zuhause im Glauben und in der Gemeinschaft sehr Not.

Freilich, ein Zuhause, das man mit anderen teilt: so schön das auch ist – ohne Konflikte geht das nicht. Da kann es im Miteinander knirschen und hakeln, manchmal bleibt als letzte Möglichkeit nur, dass einer auszieht. So weitherzig, wie Gott uns heute in den Texten dieses Sonntages begegnet, gelingt es uns Menschen oft nicht, miteinander umzugehen. Wir beharren auf unserem Raum und unserem Recht, und aus gern gesehenen Mitbewohnern werden Menschen, die unserem Glück im Wege zu stehen scheinen.

Das führt zu Streit und Verletzungen im Kleinen, und im Großen ist das nicht anders. Auch nicht im Miteinander der Religionen, und wohl nirgends hat das schlimmere Folgen gehabt als in der Geschichte von Judentum und Christentum.

Unser heutiger Predigttext aus dem Epheserbrief steht da ziemlich am Anfang.

Der Brief ist an eine Gemeinde gerichtet, in der es zweierlei Christen gibt: die einen waren vorher Juden gewesen, die anderen nicht. Da hat es immer wieder Gesprächsbedarf gegeben, aber man scheint sich zusammengerauft zu haben. Der Verfasser macht den ehemaligen Heiden, die sich an manchen Gebräuchen und Überzeugungen der früheren Juden stören, klar: ohne die gäb's euch hier gar nicht. Wenn Gott das Haus nicht schon lange gebaut hätte, hätte Jesus euch da keine Tür aufsperrern können. Freut euch, dass ihr da jetzt auch euren Platz habt! Und vertragt euch!

Beim zweiten Hinsehen wird aber deutlich: die Harmonie hat einen Preis: Die Tora sollte nicht mehr gelten. Marc Chagall hat einmal ein Bild gemalt, da brennt im Hintergrund das Stedl, irgendwo in Osteuropa. Im Vordergrund flieht ein Jude, und er trägt in seinen Armen: die Schriftrulle mit der Tora. Etwas Lieberes gibt es für ihn als gläubigen Juden nicht.

Dass diese guten Weisungen Gottes nun nichts mehr gelten sollten, das zu akzeptieren, das war mancheorts der Preis für die Aufnahme von Juden in die jungen christlichen Gemeinden.

Wir wissen, dass es das gegeben hat, aber es waren nicht sonderlich viele, die diesen Weg gegangen sind. An Jesus als den verheißenen Messias zu glauben, das war eine Sache – und die Sehnsucht war ja groß. Aber in den Dreck werfen zu sollen, was doch heilig war, das war etwas ganz anderes.

Und so bedeutete dieser Deal innerhalb der christlichen Gemeinden eine scharfe Abgrenzung zu den jüdischen Gemeinden nebenan. Damals fing es an, und es dauerte fast 2000 Jahre, bis christliche Kirchen damit aufgehört haben, den Juden zu sagen: die Hausgenossen Gottes sind jetzt wir. Ihr könnt schon wieder dazu kommen – aber dann zu unseren Bedingungen. Und wenn ihr nicht wollt – dann: selber schuld!

Erst angesichts des grauenvollen Schicksals von Millionen Juden und Jüdinnen in den Konzentrationslagern des Dritten Reiches konnten sich die Kirchen dazu durchringen, ihre eigenes Heiliges Buch erst zu nehmen und zu bekennen: „Ja, Israel ist und bleibt das erwählte Volk Gottes. Im Haus Gottes sind Juden und Jüdinnen unsere älteren Geschwister – und es ist nicht über ihren Glauben zu urteilen.“ Im Haus Gottes gibt es wohl mehr als eine Haustüre.

Das ist in den Kirchen für das Miteinander beider Religionen eine große Errungenschaft. Gott sei Dank dafür! Und zugleich bedeutet das eine Verpflichtung zum Engagement über die Mauern der Kirche hinaus: für Antisemitismus darf auch in unserer Gesellschaft kein Raum sein!

Vor zwei Tagen haben wir in St. Moritz zum monatlichen Friedensgebet „punkt7“ eingeladen – und diesmal stand die Situation Im Gazastreifen im Mittelpunkt. Da wurde ausgesprochen, was offenkundig ist: es gibt allen Anlass zu Kritik am Han-

deln der Regierung in Israel. So berechtigt das Anliegen ist, die eigene Bevölkerung vor künftigen Anschlägen zu schützen – die Opfer, die die eigenen Militäraktionen in Reihen der palästinensischen Bevölkerung zur Folge haben, die werden zu leicht in Kauf genommen. Es gilt: ein jedes Menschenleben ist zu achten.

Aber das zu kritisieren, ist das eine. Was nicht sein darf, nicht bei uns und anderswo: dass Menschen jüdischen Glaubens alleine wegen ihrer Religionszugehörigkeit diffamiert und zu Sündenböcken für alles Mögliche gemacht werden, um Leib und Leben fürchten müssen. Antisemitischem Denken, aus welcher Richtung auch immer es kommen mag, haben wir mit aller Entschlossenheit entgegenzutreten. Wirren Theorien über eine finstere jüdische Weltverschwörung genauso wie dem Versuch, den Staat Israel durch kriegerisches Handeln oder wirtschaftlichen Boykott von der Landkarte zu tilgen.

Das ist ein großes Thema – aber an einem Tag, an dem wir uns dankbar an die Weitherzigkeit und Menschenfreundlichkeit unseres Gottes erinnern dürfen, der uns in sein Haus einlädt, auf dass wir aufatmen dürfen und leben, ist eine andere Aufgabe wohl mindestens genauso wichtig: genau davon zu erzählen.

Von dem Haus, in das wir eingeladen sind. Dem Gebäude, der Gemeinschaft, der Möglichkeit der Begegnung in Momenten der Stille. Von dem menschenfreundlichen Gott, der uns da begegnen will.

Erzählen sollen wir und selber einladen. Sich das Haus mal von innen anzuschauen. Auszuprobieren, wie es sich anfühlt, da mal zu Gast zu sein. Oder darinnen zu wohnen. Denn in diesem Haus weht Gottes der Liebe. Und wo Liebe ist, da hat die Angst keinen Platz. Da wird Friede möglich, da gewinnt die Zukunft neu an Verheißung. Das schenke Gott uns allen. Uns, und all denen, denen heute das weite Herz noch nicht möglich ist. Amen.